

## P. Placidus a Spescha ein Naturforscher aus dem Benedictinerorden.

Von P. Martin Gander O. S. B. in Maria-Einsiedeln.

Nicht mehr wissen, als man kann,  
Nicht mehr schreiben, als man sann!

*P. Placidus a Spescha.*

Ungefähr eine Stunde unterhalb Disentis bei der majestätischen Ruseinbrücke, welche über das tiefe, vom stäubenden Ruseinbache wildtosende Tobel führt, trifft der Wanderer, der in diese stolzen rhätischen Alpen hineinsteigt, ein einfaches Marmordenkmal, gestiftet »den Forschern der rhätischen Alpenwelt Escher v. d. Linth, Prof. Theobald und Placidus a Spescha.« Und wagt sich der Wanderer von da hinein in die Schluchten und hinauf in die Höhen, so zeigt ihm ein rüstiger Hirte noch ein weiteres Denkmal des schlichten Mannes, er weist ihn hin an die gewaltigen Felsmassen der Porta Spescha.

Wer ist dieser Forscher, der immer noch lebt im Andenken des rhätischen Volkes und der schweizerischen Naturforscher? Pater Placidus a Spescha ist ein Benedictiner-Mönch aus dem altehrwürdigen, aber leider von sehr viel Unglück heimgesuchten Kloster Disentis im Bündner-Oberlande. Er ist einer der ersten und besten Mineralien- und Pflanzensammler der Schweiz; er ist wohl der erste, der aus wissenschaftlichem Interesse die Alpen Rhätiens bestieg; er ist auch einer der ersten, welche durch eigene Anschauung belehrt über alpine Geographie und Geologie geschrieben. Das sind seine Verdienste um die Naturwissenschaft. Seine diessbezüglichen Schriften würden epochemachend gewesen sein, wären sie zu seiner Zeit veröffentlicht worden, und a Spescha würde, wenn er auch nicht an einen Haller, de Luc, de Saussure, seine Vorbilder, heranreichte, doch immerhin mit ihnen die Ehre theilen, als einer der ersten schweizerischen Naturforscher dazustehen. Inzwischen sind freilich viele seiner Ideen veraltet; ihre Originalität jedoch und die eigene Naturanschauung, auf der sie beruhen, zwingen immer noch einiges Interesse ab.

P. Placidus a Spescha zeichnete sich ebenso als Geschichts- und Sprachforscher aus. Er schrieb eine »Geschichtliche und kritische Abhandlung über die rhäto-thuskische Sprache« in 2 Bänden, deren erster eine kritische Geschichte der rhätischen Nation liefert bis zum rhätischen Bunde 1417; ferner eine »Kriegsgeschichte der Umgegend von Disentis von 1798—1803,« eine »kurze Beschreibung und Geschichte des Ursernthales, des Tawetscherthales, der Gemeinde Obersaxen« u. s. w. Worauf a Spescha aber am meisten Gewicht legte, was ihm am meisten Mühe, Arbeit, namentlich aber auch Verdruss brachte, das sind seine Studien

und Schriften über die rhäto-romanische Sprache. Er schrieb diess-  
bezüglich u. a. eine »Geschichte der rhäto-etruskischen Sprache,«  
eine »Erläuterung über die Nachricht von der sog. romanischen  
Sprache in Graubünden von Christmann mit Zusätzen und  
einer Sprachlehre,« ferner »Beiträge zur deutsch-roman. Grammatik  
des Hrn. M. Conradi,« eine »Allgemeine romanisch-deutsche  
Sprachlehre,« eine *Literatura grischuna, vedra e nuova,*« eine  
*Grammatica latina e romonscha per la giuventegna grischuna,*  
*accomodada alla scola Desertinensa,*« endlich ein Schulbuch für  
Volksschulen »*Mussamenssco leger, scriver e raschunar en moda  
romonscha* (Lehre, wie man romanisch lesen, schreiben und  
rechnen soll).

Interessant sind die Ausführungen über den Ursprung der  
romanischen Sprache: er leitet sie her von den Etruskern, den  
Abkömmlingen der Tyrrhener, die in Etrurien eingewandert  
waren unter Anführung des Tyrrhenus, eines Sohnes des Athys.  
Dieser Athys aber war ein lydischer König, dessen Stammvater  
und Gründer des lydischen Reiches, Lud, ein Sohn Sems ist.  
Daher denn auch die Sage unter dem rhät. Volke, ihre Sprache  
sei die Sprache des Paradieses gewesen, wofür man auch darin  
einen Beweis finden will, dass sowohl beim Ursprung des Vorder-  
als des Hinterrheins eine Gegend *Paradis* heisst, d. i. nach dem  
rhätischen Wortbegriff: die Gegend, wo die Tage beginnen (also  
ähnlich dem biblischen Paradiese mit den Quellen der 4 Flüsse).  
Ebenso heisst im Romanischen *balbiar* od. *balbigiar* stammeln,  
stottern, was an die Sprachenverwirrung zu Babel erinnern soll.  
Fürwahr eine hochadelige Abkunft! Die lateinische Sprache aber  
soll aus der romanischen entstanden sein; das Verhältniss beider  
sei zu denken wie der Dialekt zur später entwickelten Schrift-  
sprache. P. Placidus weiss auch durch Herbeiziehung der  
ältesten geschichtlichen Nachrichten, die er unbefangen als  
erwiesene Thatsachen annimmt, seine Sache recht geschickt zu  
vertheidigen. —

Wichtiger sind die Nachrichten über die ältesten schriftlichen  
Denkmäler der romanischen Sprache. Für Sprachforscher sind  
auch die Vorschläge a Spescha's zur Verbesserung dieser  
romanischen Sprache und zur Herstellung einer eigenen, für  
alle Dialekte gemeinsamen romanischen Schriftsprache von  
Interesse. P. Placidus ging noch weiter! Er schuf ein neues  
Alphabet, brauchbar, wie er wähnt, für alle Sprachen der Welt,  
ein Alphabet, das die verschiedenen Nuancirungen aller  
Sprachen wiedergebe und zugleich die vielen überflüssigen, d. h.  
nicht auszusprechenden Buchstaben entbehrlich mache. »Was  
werden die Gelehrten von mir sagen,« schreibt er, »wenn ich ihnen  
ein Alphabet vorzeige, welches die Sprachtöne aller Sprachen

in sich aufnimmt, und wenn ich so alle Sprachen wenigstens zu einem Anfange und in einem Punkte in eine vereinige? wenn ich den Italienern z. B. das entbehrliche h nach g und das öftere *gia, gie, giu* wegnehme und ihnen ihr uraltes *c* (= *tsch*) zurückerstatte u. s. w.? Nun, man wird mich kritisiren, man wird lachen, aber viel wird man dagegen nicht einzuwenden wissen und *inventis facile est addere*, sagt das Sprichwort.« Seinen Landsleuten aber legt er die Verbesserung ihrer Muttersprache als eine Ehrenpflicht auf. »Die Lage des Landes, die Ehre der Nation verlangt es, dass man dieses Unternehmen wage. Wir selbst vereinigen und nähern uns so immer mehr und mehr in Handlungsweise und Denkungsart, wir vervollkommen dadurch den Gemeinsinn unter uns, wir werden dadurch eine unabhängige Nation, wir erhalten dadurch aber auch persönliche Vortheile, namentlich eine noch grössere Fertigkeit und Leichtigkeit in Erlernung fremder Sprachen, wenn einmal unsere Muttersprache wohl geordnet ist; wir ehren endlich dadurch unsere Vorfahren und Ahnen im grauen Alterthume und können so hoffen, der liebe Gott werde wie über unsere Felder einen befruchtenden Thau, so auch über uns selbst einen gesegneten Geist ausgiessen. Darauf wollen wir also all' unsere Kraft anwenden; das ist nicht bloss unser Recht und unsere Pflicht, es ist unsere Ehre, unser Ruhm vor Gott und den Menschen.«

Freunde machte sich aber P. Placidus durch diese seine Bestrebungen keine, wohl aber gar viele Feinde; er fand nirgends Unterstützung, am allerwenigsten bei seinen Landsleuten. Und als er seine *Canzuns sur ils Misteris della sointga Messa, cantada si gl'on 1801* (Messgesänge) nach Chur zum Drucke schickte, erhielten sie das gewünschte bischöfliche Imprimatur nicht, weil man befürchtete, die neue Schreibweise würde dem Volke lächerlich vorkommen und bei der hl. Handlung mehr stören als die Andacht befördern.

Die ersten Arbeiten schrieb P. Placidus meist romanisch, die spätern deutsch. Im deutschen Ausdrücke findet sich grosse Unbeholfenheit und Uncorrectheit. *Spescha* war eben kein geborener Deutscher und lebte in einer Umgebung, die fast nur romanisch redete und nur wenig deutsch verstand.

Ich habe mir desshalb die Freiheit genommen, die *Diction* des P. Placidus etwas zu verbessern, andere Redewendungen zu gebrauchen u. dgl., selbstverständlich mit möglichst getreuer Wiedergabe des Textsinnes im Manuscript selbst.

Die Handschriften sind meist mehrfach vorhanden. In den letzten Lebensjahren, als P. Placidus nicht mehr hinreichende Kräfte besass, die Alpen zu besteigen, beschäftigte er sich mit der Abfassung der grösseren seiner Werke, welche fast durchwegs

aber nur als eine Zusammenfassung der frühern kleineren Schriften erscheinen; namentlich suchte er andern damit eine Freude zu machen, dass er Abschriften, die er selbst besorgte, verschiedenen Freunden und gelehrten Gesellschaften schenkte. Im ganzen schrieb er, so viel mir bekannt ist, 16 naturhistorische, 8 geschichtliche und 8 philologische grössere und kleinere Werke. Davon sind bis jetzt nur 2 veröffentlicht worden: die »Geschichte der rhäto-etrusk. Sprache« in der Isis (Januarheft 1805) und in Ebel's »Anleitung die Schweiz zu bereisen« (1. Bd. p. 271—285) und auszugsweise »das Klima der Alpen am Ende des vorigen und im Anfange des jetzigen Jahrhunderts« im 5. Jahrgange des »Schweizerischen Alpen-Club« (1868—69) durch Hrn. Prof. Theobald in Chur.

Es existiren bereits mehrere kleine Lebensbeschreibungen oder Lebensskizzen von P. Placidus a Spescha, so z. B. von Prof. Theobald in seinem Werke: »Das Bündner-Oberland oder der Vorderrhein mit seinen Seitenthälern,« ebenso im »Jahresbericht der naturforschenden Gesellschaft Graubündens. Neue Folge. XI. Jahrg. Vereinsjahr 1864/65 p. 81 ff. von Forstinspector C. Coaz; endlich eine grössere von C. Decurtius: »P. Placidus a Spescha. Lebensbild eines rhätischen Forschers« — ein sehr interessantes Schriftchen (Chur, Gengel 1874).

Im folgenden gebe ich eine kurze Uebersicht über sein Leben, wobei ich aber die Zeit der französischen Invasion und der Deportation etwas weitläufiger behandle, weil es die wichtigste Zeit seines Lebens und die verhängnissvollste für das Kloster Disentis war. Darnach werde ich ein Gesamtbild zu geben suchen über die naturwissenschaftlichen Anschauungen des P. Placidus und werde die einzelnen Bergbesteigungen skizziren, insoweit sie jetzt nach 100 Jahren noch einigen Werth haben.

## I.

### Kurzes Lebensbild des P. Placidus a Spescha.

P. Placidus a Spescha wurde geboren den 9. December 1752 zu Truns, allwo der graue Bund unter dem alten, nunmehr aus einem frischen Sprosse neuerstehenden Ahorne gestiftet wurde. In der Taufe erhielt er die Namen Julius Johann Baptist. Der Knabe war stets frisch und munter und unerschrocken (»taffer«) und zeigte schon früh eine eigentliche Neigung Dächer und Thürme, bald auch Hügel und Berge zu ersteigen einzig in der Absicht, um da schöne Aussicht zu geniessen. »Und diese Begierde,« schreibt a Spescha im Jahre 1822, »hat mich jetzt in meinem 70. Jahre noch nicht verlassen. Und ich danke Gott, dass er mich diese meine Neigung befriedigen liess.« Mit 10 Jahren ging

der muntere, kecke Gion Battista in die Schule und konnte nach 3 Wintern bereits romanisch lesen und schreiben, sowie deutsch lesen. Weil der aufgeweckte Knabe Talente zeigte, wurde er in die deutsche Hofschule, eine Art Vorgymnasium, nach Chur geschickt, wo er nebenbei auch Musik und Latein betrieb. Thomas Romanin, bischöflicher Kanzler und sein Lehrer im Lateinischen, gewann ihn recht lieb, und da der Knabe ihm viele Freude bereitete, nahm er ihn 1770 mit auf eine Reise in's Vintschgau. 1772—74 besuchte er dann die Klosterschule von Disentis und trat im letztgenannten Jahre daselbst ins Kloster als Novize ein. Um diese Zeit verfasste er seine erste, wie es scheint, verloren gegangene Schrift »Ueber die Blumen und Gärten,« ein Beweis, dass die Schönheiten der Natur ununterbrochen sein Herz beschäftigten und fesselten.

1776 kam Frater Placidus, wie er seitdem hiess, zur Fortsetzung seiner Studien nach dem Kloster Maria-Einsiedeln und da erhielt er, wie aus seinen Bemerkungen hervorgeht, erst recht einen wahren, wissenschaftlichen Eifer zum Studium der Natur. Besondere Freude gewährte ihm hier die damals schon recht ansehnliche Klosterbibliothek und das Mineralienkabinet; doch befriedigte ihn letzteres nicht recht und er fasste den Entschluss, später einmal in Disentis ein viel schöneres herstellen zu wollen, was er dann in Wirklichkeit ausführte. Seine Mineraliensammlung hatte einen bedeutenden Werth. Als dem Kloster Disentis im Jahre 1799 von den Franzosen eine Contribution von 100.000 Frs. auferlegt wurde und an Geld, goldenen und silbernen Kirchengeschätzen u. dgl. nur 80.000 frs. zu erhalten waren, gab P. Placidus, wenn auch mit schwerem Herzen, seine prächtigen Mineralien und sein Herbarium her, wofür er sogleich die gewünschten 20.000 frs. erhielt. Zu anderer Zeit, unter günstigeren Umständen, würden ihm diese Sammlungen wohl ein Bedeutendes mehr eingetragen haben. Auch nach Einsiedeln schickte P. Placidus einige Krystalle, u. a. einen 20 Pfd. schweren, ganz vollkommen ausgebildeten Bergkrystall, in der Meinung, eines der schönsten Stücke der Schweiz geschenkt zu haben; es war ihm offenbar unbekannt, dass fast ein Jahrhundert zuvor (1719) am Zinkenstocke im Berner Oberlande aus einem einzigen Krystallkeller über 1000 Ctr. der reinsten und hellsten Krystalle, darunter ein Stück von über 8 Ctr. und sehr viele von über 1 Ctr., gezogen wurden und dass man im Vispthale, Kt. Wallis, ausgebildete Bergkrystalle von 14 Ctr. Schwere gefunden.

P. Placidus a Spescha studirte in Maria-Einsiedeln volle 6 Jahre. Als seine Lehrer nennt er P. Adalrich Künin und P. Moritz Brodhag. Letzterer war ein wahrhaft heiligmässiger Mann und starb im Rufe der Heiligkeit. Von ersterem sagt P. Placidus,

er sei »die Seltenheit seines Zeitalters,« in der Gottes-Gelehrsamkeit sei ihm nur einer überlegen gewesen, Abt Columban Sozzi von Disentis, in der Tugend aber keiner. Von solchen Männern, um gleich hier darauf aufmerksam zu machen, kann P. Placidus unmöglich seine schiefen Ansichten über Coelibat und Primat erhalten haben. In freien Augenblicken verfasste a Spescha hier in Einsiedeln die ebenfalls verloren gegangene Schrift: *Doctrina de bein cultivar l' olma, il tgierp e beins temporals*, d. h. Lehre von der guten Pflege der Seele, des Leibes und der zeitlichen Güter. Nachdem er dann noch hier in Einsiedeln die hl. Priesterweihe erhalten, ging er wieder zurück in sein Kloster nach Disentis 1782.

Sofort wurde P. Placidus ins Hospiz St. Gion (am Lukmanierpasse) versetzt, in welcher einsamen und mühelosen Stellung er Zeit und Musse genug fand, seinen Lieblingsideen nachzugehen. Der damalige Abt von Disentis, der oben genannte Columban Sozzi, scheint anfangs eben diese Ideen begünstigt zu haben; er wird auch von Storr als ein Freund der Naturwissenschaften gerühmt. Hier begann der junge Naturforscher seine Bergbesteigungen zu unternehmen und andere kleinere mineralogische und botanische Ausflüge zu machen; Tage lang war er in den Bergen droben, denn unten hatte er nichts zu thun. So kam es, dass er sich bald vom geordneten klösterlichen Leben entwöhnt hatte, und als er in das Kloster zurückberufen wurde, da glaubte er ohne weitere Rücksichtnahme seine frühere Lebensweise fortsetzen zu dürfen, ja er verlangte sogar, es sollten ihn seine Mitbrüder in seinen Studien unterstützen.

Zudem galt er in politischer Beziehung als ein Parteigänger der Franzosen, als ein »gottloser Jakobiner.«<sup>1)</sup> Das waren die Hauptanschuldigungen, die man immer und immer wieder gegen ihn erhob. A Spescha beklagt sich desswegen oft in seinen Schriften auch über seine Mitbrüder; doch finden wir ihn dem Kloster anhänglich und für dessen Fortbestand bemüht und besorgt, wie sonst keinen. Das zeigte sich in der schweren Zeit der Kämpfe zwischen Frankreich und Oesterreich und ihrer beiderseitigen Anhänger in den rhätischen Alpen.

Im Winter anfangs des Jahres 1799 waren die ersten österreichischen Truppen in Disentis eingerückt. Abt Lorenz, der sich übrigens glücklicherweise nicht mit der Politik beschäftigte, hatte in seinem Kloster den österreichischen Stab zu bewirthen. P. Placidus musste dem Hauptmann Schöllheim

---

<sup>1)</sup> P. Placidus war in Wirklichkeit französisch gesinnt. „Ich war,“ schreibt er später, „ein ächter Republikaner, der von Anfang an Niemandem als der Republik anhing. Ich verlangte, dass im Lande mehr Freiheit herrsche und dass jeder ungescheut seine Meinung sagen dürfe.“

seine Gebirgskarten ausliefern und wurde da schon angeklagt, als erkletterte er die Gebirgshöhen, um die Stellung der Oesterreicher den Franzosen zu verrathen und letzteren überhaupt an die Hand zu gehen. Die Franzosen drangen vom Urserenthal her über den tief mit Schnee bedeckten Crispalt ins Bündner-Oberland ein bis hinab nach Disentis. Einzig P. Placidus und der altersschwache P. Gregorius blieben im Kloster zurück. Die Franzosen unter Loison wurden aber am 8. März zurückgedrängt nach einem ernstern, blutigen Gefechte im obern Dorfe Disentis bei der Pfarrkirche St. Gion. P. Placidus verpflegte im Kloster die verwundeten Franzosen. Beim zweiten Heranrücken der Franzosen von der andern Seite, nämlich von Chur her, unter Anführung des Generals Demont, eines Graubündners (gebürtig aus Villa im Thale Lugnez), wurde P. Placidus zugleich mit mehreren achtbaren Männern als Vermittler an Demont geschickt. Und P. Placidus allein vermochte hier Gnade und Schonung zu erwirken, obgleich die ganze französische Armee ihm entgegenschrie: »Rache für unsere Waffenbrüder.« Doch erhielt das Kloster neue grosse Einquartierungen und trotz der schönsten Versicherungen von Seiten Demont's und Loison's bald darauf vom Ober-General Massena die schon erwähnte Contribution von 100.000 frs., welche, wie ebenfalls bereits berichtet, mit einigen Geldern, mit den kirchlichen Kostbarkeiten (ausgenommen 4 Kelche und 1 Ciborium) und der Naturaliensammlung des P. Placidus gedeckt wurden. Als a Spescha mit der Bezahlungssumme nach Chur zum General-Adjutanten Rheinwald reiste, vernahm er noch, dass Abt Lorenz, P. Martin Riedi und P. Adalgott Waller sogar auf der Deportationsliste ständen; durch seine inständige Fürsprache jedoch vermochte er dieses Unglück vom Kloster abzuwälzen. Zum Danke dafür wurde P. Placidus von letztgenanntem P. Adalgott, in der Meinung, er könne dadurch den Oesterreichern und überhaupt der guten Sache zu Hilfe kommen, bald nachher den Oesterreichern zur Deportation überliefert. — Zum zweiten Male nach Chur gesandt, um Klage zu erheben gegen die masslosen Erpressungen Hardeville's, des französischen Platzcommandanten in Disentis, beschwört er zuvor noch seine wieder zurückgekehrten Mitbrüder, die kostbaren Werke des Archives und der Bibliothek zur Zeit der Gefahr in der Gruft der Kirche zu verbergen. In Chur angelangt erfuhr P. Placidus, dass das ganze Oberland in furchtbarem Aufruhre sich befände. Mit grösster Anstrengung dringt er daher auf Versöhnung sowohl bei der französischen Regierung als auch bei seinen Landsleuten; allein alle Versuche scheiterten an der furchtbaren Erbitterung der Oberländer-Bauern gegen die Franzosen. P. Placidus wollte nun schnell den vorrückenden französischen Truppen voraus nach Disentis eilen, um da zu retten, was noch zu retten war. Allein P. Anselm, der Verwalter eines Klostergutes in Romein im Lugnezertale, den

P. Placidus schnell besuchte, um ihn mitzunehmen, hielt ihn 3 Tage zurück, indem er ihm stets Vorstellungen machte, dass er so sein Leben aufs Spiel setze, und als dann P. Placidus doch ins Kloster zurückkehren wollte, erblickte er bereits in Truns, 2 Stunden unterhalb Disentis, die Rauchwolken vom Brande des Dorfes und Klosters. »Manus Domini tetigit nos!« »Mit uns ist es aus,« sagte a Spescha zu P. Anselm; »fliehen wir, um nicht in die Hände der Franzosen zu fallen.« In Ilanz kamen sie beide wirklich in Gefahr, da eine Truppe französischer Soldaten sie einholte; zu ihrem Glücke aber war ein guter Freund unter der wüthenden Schaar, ein französischer Benedictiner als Feldpater, der ihr Beschützer wurde und ihnen zur Flucht nach dem Lugnezertthale verhalf.

Einige Tage darauf, als er glaubte, die wilden Schaaren hätten sich jetzt verlaufen und die Aufregung sich gelegt, eilte P. Placidus nun doch nach Disentis. Dorf und Kloster lagen in Asche. Von letzterem hatten nur zwei gewölbte Gänge, das Gewölbe der Kirche, des Archivs, der Statthalterei und eines Kellers dem Feuer genügenden Widerstand leisten können. Doch war auch da alles ausgebrannt und geplündert, die Statthalterei durch Pulver gesprengt. P. Placidus betrauerte vorab die Vernichtung der hl. Reliquien in einer gewölbten, reich ausgeschmückten, von Gold und Silber erglänzenden Seitenkapelle der Kirche, der sog. »Gnädigen-Herren-Capelle,« sowie die Vernichtung der prächtigen Orgel und der kunstreichen Chorstühle im Betchore (das Schiff der Kirche, sowie der »untere« Chor mit den Altären wurde vom Feuer verschont); er betrauerte die Vernichtung der noch zurückbehaltenen Mineralien, von denen er noch wehmüthig bemerkt, dass nur ein Chrysolith (?) dem Feuer Widerstand geleistet habe, und endlich waren viele wichtige Papiere der Abtei verschwunden, die Bibliothek war zusammengefallen, das Archiv ausgebrannt. So ging u. a. verloren das Original des Testamentes des Bischofs Tello von Chur an das Kloster Disentis, datirt aus dem 15. Jahre der Regierung Pipin's des Kleinen, Königs der Franken (zuletzt gedruckt bei Mohr, Cod. dipl. Bd. 1. p. 10—20, 15. Dec. 766); es verbrannte das testamentum Widonis aus dem Jahre 754, desswegen noch besonders interessant, weil es im Kloster Disentis selbst verfasst war. Graf Wido, ein Italiener, Herr der Lomellina (jetzt im Kreise Pavia im ehemaligen Königreiche Sardinien), diente dem Könige Pipin, als er mit seinem Heere durch Rhätien nach Italien zog, um die Langobarden zu bekriegen; Wido ward aber zu Disentis krank, und um seine Gesundheit wieder zu erlangen, machte er dem seit dem Einfalle der Hunnen (angeblich im Jahre 670) in Schutt liegenden Kloster ein Testament. Nebstdem

wurden bis zu diesem Brande des Klosters im Jahre 1799 im Archive aufbewahrt: die 4 hl. Evangelien und Lebensbeschreibungen der Altväter, welche der hl. Sigisbert, der erste Abt und Gründer des Klosters, mit sich gebracht; es wurde aufbewahrt das Tuch, welches der hl. Placidus von einer Frau am Wege erhielt, als er nach seiner Enthauptung von der Richtstätte weg, sein eigenes Haupt ehrfurchtsvoll in den Händen tragend, ins Kloster zum hl. Sigisbert sich begab. Ebenso sah man seither nie mehr den kupfernen, aussen und innen aber vergoldeten Reliquiensarg der genannten beiden Heiligen, auf welchem die Lebensgeschichte des hl. Placidus in gothischer(?) Schrift aus dem Ende des 8. Jahrhunderts eingegraben war. Endlich gingen mit der Bibliothek zu Grunde die Monumenta Monasterii Desertinensis (Jahrbücher des Klosters), d. i. eine Abschrift und Sammlung der ältesten Urkunden des Klosters von Abt Adalbert de Funs (1696—1716); es gingen zu Grunde das Urbarium des Klosters, die Rechnungsbücher, die »besondere Vorkommnisse« (ein altes Tagebuch) und die Schrift »de viris illustribus et benefactoribus Monasterii« von P. Maurus Wenzin in 12 Quartbänden.

Mit der Schreckensthat der Einäscherung von Disentis war aber der Glücksstern der Franzosen im Bündner-Oberlande erloschen. Die Oesterreicher waren in Zeit von einigen Wochen wieder vollständig die Herren der Gegend. Trotzdem P. Placidus so vieles gethan hatte, für das Wohl des Klosters sowohl als der Gemeinde Disentis, ja des ganzen Landes, wurde er dennoch sofort wieder als Franzosenfreund angeklagt und auf alle mögliche Weise angefeindet. Gegen Mitte August 1799 gingen dann die Feindseligkeiten zwischen den Franzosen und Oesterreichern hier noch einmal von neuem an. Die Oesterreicher und österreichisch Gesinnten waren dadurch wieder sehr gereizt und suchten nach einem Anlasse, den P. Placidus fortbringen zu können. Er fand sich bald. P. Placidus war eingeladen, am Feste der Kirchweihe zu Putschäsch, einer Filiale von Vrin im Lugnezerthale, am 24. August als am St. Bartholomäustage die Festpredigt zu halten. Er wählte zum Texte die Worte des 145. Psalmes: »Nolite confidere in principibus, in filiis hominum, in quibus non est salus, d. i. Vertrauet nicht auf die Fürsten, sie sind Menschenöhne, in ihnen ist kein Heil.« »Exibit, und ich wollte damit nur sagen, dass man nicht auf Menschen, sondern auf Gott sein Vertrauen setzen solle, denn in ihm allein sei das Heil zu finden. Der Geist der Menschen stifte nur Unheil, und der angerichtete Schaden werde nicht ersetzt.« Am nämlichen Tage waren die Franzosen siegreich bis Disentis vorgedrungen. Alle Patres in den umliegenden Besitzungen flohen, so auch die 3 Patres in Truns, ebenso P. Maurus, Beneficiat in Rinkenbergl, P. Anselm, Verwalter

des Gutes in Romein u. s. w. Letzterer zog sich auf der Flucht eine Quetschung zu und ging wieder nach Romein zurück. P. Placidus besuchte ihn bei der Rückkehr von Vrin her und auf dessen Ersuchen eilte er über die Berge in achttündigem Marsche nach Truns hin, um zu schauen, wie es mit der Besorgung der Besitzungen, des sog. »Trunser-Hofes« stehe. Da wurde nun von seinem Mitbruder, P. Adalgott, wie bereits gemeldet, Anzeige beim österreichischen Befehlshaber gemacht, dass P. Placidus hier sei und wieder die Berge bereist habe, um den Franzosen von der Stellung der Oesterreicher Nachricht zu geben. Spescha wurde zum Obersten berufen, der ihm übrigens gute Worte gab, nachdem er ihm eine Karte des Tawetscher- und Ursernthales gezeichnet hatte. Doch die Versprechungen waren nicht aufrichtig gemeint. P. Placidus wurde unter Begleitung eines Soldaten nach Ilanz zu General Linken geführt. Da wurde er nun beschuldigt, gegen die österreichischen Prinzen gepredigt zu haben. P. Placidus legte den wahren Sachverhalt vor, redete aber zugleich auch sehr ernst von der wirklichen Schuld des Hauses Oesterreich an dem Untergange des Klosters Disentis und an dem Unglücke der ganzen Gegend. Doch alles half nichts. P. Placidus musste nachts 9 Uhr unter Bewachung mit einigen Truppen nach Chur. In Ems machte man Aufenthalt. Es wurde ihm nicht erlaubt, die hl. Messe zu lesen, die Umstände seien zu ungelegen dazu. Zwei Soldaten führten ihn dann noch am nämlichen Tage nach Chur in das Stadtgefängniß, woselbst er 5 Tage eine Gefängnißzelle bewohnte unmittelbar unter dem Dache des Hauses, mit bloss einem Fenster, einem Tisch und Stuhl und etwas altem, zerhacktem Stroh auf dem Boden. »Ich legte mich aus Müdigkeit darauf und es schien, die hungrigen Mäuslein seien durch meine Gegenwart noch recht erfreut; sie besuchten mich fleissig und hüpfen über mich hin und her in lauter Freuden, wie die jungen Gemslein im Gebirge.« Eine Bittschrift um Freilassung wurde nicht beantwortet, wohl aber der Besuch des Hrn. Prof. Pini aus Pavia gestattet; bekannt ist dieser Barnabit durch die 1781 gemachte Entdeckung des Adular auf dem Berge Sella zwischen dem Val Canaria und dem Gotthardospiz, den er irrthümlich für den mons Adula hielt, wonach der Stein von ihm Adular genannt wurde. P. Placidus wurde nun weiter geführt über Feldkirch nach Bludenz, wo er die geflüchteten Patres von Einsiedeln antraf und mit ihnen den Abend in bald ernster, bald heiterer Unterhaltung zubrachte. Von da ging es ins Klosterthal und weiter nach Landeck, Imst und Innsbruck, wo er bei den Serviten untergebracht wurde.

Hier lebte er ziemlich frei; er durfte sogar überallhin in die Umgegend Ausflüge machen, was er sofort und fleissig

benützte. Er erstieg u. a. die Waldrast und den Patscher-Kofel, besuchte das Bergwerk in Schwaz, das Kloster Fiecht, woselbst er seinen frühern Lehrer in Einsiedeln, den P. Moriz Brodhag, mit den Fratres von Einsiedeln, die alle hieher geflüchtet waren, antraf, und ging von da nach der Wildniss des alten Klosters St. Georgenberg. Ein andermal begab er sich nach Hall, studirte da die Salzbergwerke und die Bildung, Entstehung und Gewinnung des Salzes. Alle diese Ausflüge beschrieb er sorgfältig in einzelnen kleinen Schriften.

In Innsbruck selbst genoss er viel Vergnügen. Die Bibliothek der Serviten und die Stadtbibliothek, die ihm beide zur freien Benutzung offen standen, benützte er fleissig zu seinen Arbeiten über die rhäto-romanische Geschichte, Sprache und Literatur. Hier in Innsbruck lernte er noch im 48. Jahre seines Alters das Zeichnen und er erinnerte sich später noch mit Freuden an das Vergnügen, das er dadurch den Innsbrucker-Knaben gegeben habe. Die wohlthuedenste Freude für ihn war aber der Umgang mit dem Exjesuiten Eigner, damals Prediger bei den Ursulinerinnen der Stadt. Auf dessen Wunsch verfasste P. Placidus eine Abhandlung über die Entstehung, die Eigenschaften und die Fundorte der Bergkrystalle mit folgendem Motto:

„Was bist, Krystall, in deinem Glanz  
Mit Farbenspiel umgeben?  
Ich bin sechseckig, fein und ganz,  
Und spitzig ist mein Leben.“

Die Verbannung dauerte  $1\frac{1}{2}$  Jahre. P. Placidus hatte unterdessen das Land so lieb gewonnen, dass er nur ungerne wieder von Innsbruck schied. »Wären mir,« schreibt er, »die Mitgeisseln, welche von Graz heimkehrten, nicht so überlästig gewesen mit ihrem Drängen, so würde ich mich entschlossen haben, meine Lebenstage in Tirol zuzubringen und zu beschliessen. Gott segne das Land und das Volk, das mir so viel Gutes gethan!«

Nachdem a Spescha nun wieder zurückgekehrt war, begann für ihn auch wieder das alte Leben mit seinen Misshelligkeiten. Seine glücklichen Stunden genoss er auf den Spitzen der Berge; anderswo gab es für ihn wenige solche. Seine Umgebung war ihm unverständlich und ungeniessbar, gerade so, wie er den andern. Da hielt er sich denn meistens zurückgezogen auf einem einsamen Pfarrhause und beschäftigte sich mit der rhätischen Geschichte und Sprache, verfasste seine vielen verschiedenartigen Schriften, bestieg Bergspitzen, die vor ihm noch Niemand erklimmen, und freute sich über die Schönheit und Grossartigkeit der freien Natur. Zuerst finden wir ihn auf der Kaplanei in Romein, 1801 schon in Vals, 1806 in Caverdiras, 1809 in Selva, hoch oben im Tawetscherthale, etwa 1700 M. über dem M ere.

Diese kleine Ortschaft ist im Winter und Frühjahr den Lawinen ausgesetzt wie wenige andere im Alpengebiet. Auch P. Placidus wurde zu Anfang des Winters von einiger Furcht befallen. Er schreibt an den bischöflichen Kanzler Baal in Chur: »Der Winter fängt an, und sogar mich, der ich Berge, Thäler und Gletscher des Oberlandes so oft durchwandert, überfällt ein Schauer, wenn ich die Gefahren betrachte, in denen ich hier mich befinde.« P. Placidus hatte Unglück geahnt und frühzeitig traf es ein. Anfangs December fiel hoher Schnee. Schon in den ersten Tagen des Monats brach eine Lawine los, allein die Folgen waren unbedeutend; in der Nacht vom 4. auf den 5. December aber stürzte eine Lawine mitten in die Häuser, doch glücklicherweise war sie nicht gar gross und brach sich an den festen gemauerten, dort immer noch üblichen Dreispitzenbauten der Häuser, so dass die Hauptmasse glücklich abgeleitet wurde. »Der Kirche war nur ein Fenster eingeschlagen; die Häuser waren im Schnee eingebettet, die Bewohner mussten durch die Fenster oder Dächer herauskriechen. Die Hauptmass strich zu beiden Seiten des Kaplaneihauses herab, beseitigte die Stützen des Vordaches und wälzte sich über das Dach, unter welchem ich schlief.« P. Placidus arbeitete sich am Morgen glücklich heraus. Kommenden Sommer aber veranstaltete er für die arme Gemeinde eine Collecte, um ihr wieder aufzuhelfen, und gab zu diesem Zwecke selbst sein neugesammeltes Naturalienkabinet her.

Im Jahre 1812 kam P. Placidus als Kaplan nach Sedrun, dem Hauptorte des Tawetscherthales, 1814 auf kurze Zeit wieder ins Kloster und endlich als Kaplan in seine Heimathgemeinde Truns. Die Einsamkeit des Tawetscherthales entsprach zwar vollkommen seinem Naturell, doch that es ihm auch wohl, sie hie und da einmal auf eine wahrhaft schöne und nützliche Weise unterbrechen zu können. So machte er einmal (1812) von Sedrun aus eine Wallfahrt nach Maria Einsiedeln. Hin und zurück schlug er den beschwerlichen, aber der vielen Naturschönheiten wegen für ihn anziehenden Weg über den Kreuzlipass ein. Als er in Einsiedeln anlangte, trug der damalige geistreiche Abt Conrad IV Tanner zuerst scheinbar Bedenken, P. Placidus im Kloster Aufnahme zu gewähren. Er frag ihn, warum er droben fortgelaufen sei und ob er einen Erlaubnisschein zur Vornahme der Wallfahrt vorweisen könne. P. Placidus antwortete, er sei gegenwärtig ja nur Kaplan in Sedrun und nicht im Kloster, er habe Zeit genug zu einer Wallfahrt nach Einsiedeln. »Potz tusig,« antwortete Abt Conrad, »wenn das so ist, so kann ich Sie nicht aufnehmen.« »So gehe ich,« antwortete P. Placidus. »Nein, nicht so, ruhen Sie einstweilen jetzt aus,« entgegnete Abt Conrad, »für diessmal

will ich es gestatten, dass Sie bei uns bleiben, so lange Sie wollen.« »Es geschah,« berichtet P. Placidus weiter, »und es war Aderlässe. Der hochw. Herr Decan, mein ehemaliger Professor, meine Condiscipel und alle Conventualen empfangen mich mit Freude und überhäuften mich mit Liebe. Ich verweilte da  $2\frac{1}{2}$  Tage, und es war mir wohl. Der Ort aber scheint mir dazu bestimmt zu sein, die Gewissen zu rühren und die Andacht zu erregen.« Die Rückreise machte er mit 2 Studenten, die auch einmal die Welt anschauen wollten. Am zweiten Abend langten sie in Bristen (am Eingange ins Maderanerthal) an und kehrten beim Kaplan ein. »Nebst anderm wurde mir und den 2 Studenten ein fürnehmer Most und 2 Stücke Käs, wie Berge, aufgetischt. Als ich den Herrn Kaplan im Scherze fragte, warum man denn hier zu Lande so grosse Stück Käse auftische, antwortete er: »Der liebe Gott hat uns eben auch grosse Berge aufgestellt und um sein Beispiel nachzuahmen, stellen wir nun auch grosse Kässtücke auf.« Am dritten Tage langte er endlich wieder in Sedrun an, ganz durchnässt und halberfrozen; es hatte schon am Morgen, als sie den starken Tagmarsch antreten mussten, geregnet, schneite dann, als sie höher stiegen und sie hatten Mühe durchzukommen. Andern Tags war der Pass zugeschneit und ungangbar geworden; es war der 10. September.

Die letzten Jahre in Truns beschäftigte sich P. Placidus, wie bereits erwähnt, mit Abschreiben und Vervielfältigung seiner Schriften. Da am Ende seines Lebens erhielt er noch die Genugthuung für die vielen Anfeindungen, die er sich durch sein natur- und sprachwissenschaftliches Streben von vielen Seiten her zugezogen, indem er von 2 naturforschenden Vereinen (1827 von der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft und 1828 von der naturforschenden Gesellschaft Graubündens) zum Ehrenmitgliede ernannt wurde. Bis zu seinem letzten Augenblicke hatte er Freude am Studium der Natur. Als er die Berge nicht mehr besteigen konnte, da ging er gar oft mit dem Fernrohre zum Fenster und wanderte im Geiste über die Gletscher.

Originell wie sein Leben war auch sein Tod. Seine letzten Worte waren: »Ussa dat la baracca ensemen; jetzt fällt die Barake zusammen.« Er starb den 14. August 1833 in seinem Heimatsorte Truns und wurde auch daselbst begraben.

II.

Naturwissenschaftliche Anschauungen  
des P. Placidus a Spescha.

Lese, betrachte und sehe nicht um,  
Benehme dich weise und messe nicht krumm.

*P. Placidus a Spescha.*

Die freie Natur war für a Spescha von Jugend an der Gegenstand seiner Liebe und Begeisterung. Die Schönheiten der Natur zogen ihn an, wie nichts anderes; Herz und Sinn waren auf sie gerichtet und strebten darnach, immer neue Schönheiten an ihr zu entdecken und ihre Geheimnisse aufzuklären. Der Drang dazu trieb ihn schon in seinen Jugendjahren stets hinaus ins Freie, gab ihm in den spätern Jahren, ja bis ins Greisenalter hinauf, die Kraft zu den anstrengendsten Alpenmärschen, Berg- und Gletschertouren, trieb ihn auch an zur schriftlichen Fixirung der Gedanken, die in seinem originellen Geiste entsprossen und durch Anschauung und Erfahrung reif geworden. Die Alpenwelt, vorab die rhätische Alpenwelt, war der vorzüglichste Gegenstand seiner Studien. Ich will versuchen, die hauptsächlichsten Resultate derselben dem Leser vorzuführen, insoweit ich glaube, dass sie noch jetzt von einigem Interesse sein könnten.

P. Placidus denkt sich die Erde als eine ursprünglich feurig-flüssige Masse, die sich langsam abkühlt. Die vielfachen Niederschläge aus der dampfgesättigten Atmosphäre bewirkten dann allmählig, dass die bereits existirende feste Kruste der Erde von einem zusammenhängenden Meere bedeckt wurde, und schon da beginnt nach seiner Meinung die Bildung der Alpen. Das Wasser nämlich löste durch den Druck etc. die festen Stoffe auf, welche vielfach durch die unterirdische Thätigkeit des Feuers in Unordnung geriethen und ausgeworfen wurden, die vielfachen Bewegungen des Meeres aber häuften diese Stoffe zu Bergen und Hügeln an. Diess konnte zu wiederholten Malen am nämlichen Orte geschehen. Die Erhöhungen selbst waren sehr vielen »Anwirkungen« der Atmosphäre und der fließenden Gewässer ausgesetzt. Namentlich letztere erhielten eine immer grössere und zerstörendere Wirksamkeit in Folge ihres immer mehr erhöhten Gefalles, so dass sie grosse Thäler zu bilden vermochten.

Eigenthümlich ist die Meinung, dass von Anfang an nicht mehrere verschiedene Stoffe existirten, sondern nur ein Urstoff, aus dem durch verschiedene Auswaschung, Druck, Einwirkung des unterirdischen Feuers etc. die verschiedenen Stoffe erst allmählig entstanden seien; a Spescha nennt diesen Urstoff oft nur »Ursalz« oder »Salz«; er glaubt, es sei Thon oder Kalk. Lett und weicher Thon ist das Product der Zerstörung des

Urgesteins (d. i. des festern Urstoffes) durch Auflösung desselben im Wasser. Heftiger Druck bildete daraus Thon,- Talk,- Glimmer- und andere Schiefer, ja im Laufe der Zeit verdichteten und verhärteten sich diese Massen zu festen Felsen, wobei der Kitt, den das Wasser absetzte, die Hauptrolle spielte. Bäche und Flüsse rissen wiederum einzelne Körner von diesen Felsen ab; diese Körner wurden wieder verkittet und so entstanden die verschiedensten und buntesten Arten von Sandstein und Nagelfluh als die neuesten Producte des Urstoffes.

Noch war die Erde leblos und öde; es gefiel dem Schöpfer, sie zu beleben und fruchtbar zu machen. Er selbst pflanzte sie an und setzte Kräuter, Bäume und Gesträuch auf die Erde, gab ihr auch die Kraft, solche und ähnliche auch später hervorzubringen. Sie wuchsen, starben wieder ab und verwesteten, und das Product dieser Verwesung bildete die oberste Schicht unserer Erde, den Humus, und jetzt noch hat diese Schicht vorab die göttliche Kraft bewahrt, Pflanzen hervorkeimen zu machen.

Aehnliches ging mit den Thieren vor, von denen die Versteinerungen noch Zeugniß ablegen.

Ein anderes, für den Menschen gar wichtiges Product des Meeres ist das Salz im gewöhnlichen Sinne (Kochsalz-Steinsalz). Als die Meere sich zurückzogen, da liessen sie in den unterirdischen Höhlen Wasser zurück; es dünstete in Folge der Bodenwärme aus; der Rückstand war das Salz. Die Salzkristalle aber bildeten sich nur an einzelnen Stellen. Es entstanden nämlich durch Austrocknung Risse und Spalten in der Salzmasse, in welche später Wasser hineinsickerte, das umliegende Salz wieder auflöste, und da beim nochmaligen Verdunsten Raum genug für die Neubildungen vorhanden war, so konnten die einzelnen Körnchen sich ihrer Natur gemäss ausbilden, kein Seitendruck hemmte sie daran. Aehnlich dachte sich P. Placidus die Entstehung aller andern Krystalle und auch der Erze.

Besondere Studien machte er über die Bildung des Bergkrystalls. Plinius glaubte, der Bergkrystall entstehe durch Verdichtung des Eises bei intensiver Kälte, denn er finde sich nur in Gegenden, wo der Schnee erstarre; desswegen hätten die Griechen ihn eben κρύσταλλος d. i. Eis genannt. »Dass es Eis sei,« sagt er, »ist gewiss, aber Eis von himmlischer Feuchtigkeit und reinem Schnee, der sich so an die Kälte gewöhnt hat, dass ihm die Wärme nichts mehr anthun kann.« Noch im 16. Jahrhundert lehrte Sebastian Münster, Lehrer an der Basler Hochschule, und Josias Simler, Professor der Theologie in Zürich, dass Bergkrystall nur härtergefrornes Eis sei. Johann Muralt, ein berühmter Züricher

Arzt zu Ende des 17. Jahrhunderts, beschreibt uns sogar den Uebergang des Eises in die Krystallform. Lächeln wir nicht über diese allerdings naiven Meinungen, denn, wie Quenstedt sagt, nach Jahrtausenden werden auch wir ausgelacht. Ueber den Vorgang des Krystallisations-Processes selbst wissen auch wir im 19. Jahrh. nichts Bestimmtes; wir sehen die Entstehung der Krystalle, wir können ihre Entstehung künstlich bewerkstelligen, wir wissen aber doch nicht, nach welchen Gesetzen und aus welchen Ursachen diese schönen regelmässigen Formen entstehen. P. Placidus hatte auch seine eigenthümliche Meinung über die Entstehung der Bergkrystalle, und es ist von Interesse sie kennen zu lernen, da er auf seinen Alpenwanderungen sozusagen mit jedem Schritte diesen Krystallen begegnete. »Der Bergkrystall entsteht, sagt er, indem eine Quarzrinde ein unterirdisches Gewölbe, eine Höhle oder Grotte überzieht; dadurch wird die Luft ausgeschlossen (!) und das unterirdische Feuer erhält jetzt seine rechte wirksame Kraft. Ueber die Quarzrinde zieht sich nun der Urstoff (ein »unschmackhaftes Salz«) und der Krystall ist gebildet.« An anderer Stelle beschreibt er den Vorgang also: der Urstoff oder die Thonerde zerfloss in Folge Einwirkung des unterirdischen Feuers; der Quarz, welcher schon vorher in der Höhle gebildet worden war, und zwar auf ähnliche Weise, aber ohne Bildung von Krystallen, der Quarz vermengte sich mit diesem flüssigen Urstoffe und verdunstete wieder. Der so entstandene Dunst ist das eigentliche Krystallsalz und erst bei nochmaligem Zutritt solchen Krystallsalzes zu Quarz entstehen die Bergkrystalle. Die Masse sei zuerst weich und ungefärbt. Er selbst habe ganz weiche, also im Uebergang zur Verhärtung begriffene Krystalle gefunden. Die Erscheinung, dass oft Einschlüsse von andern Mineralien und von Pflanzen sich in den Krystallen finden, sei einzig durch die ursprüngliche Weichheit derselben zu erklären. Die Farbe der Krystalle stamme von verschiedenartigen Beimischungen zum »Urstoffe.« »Bei Oeffnung eines Krystallgewölbes (Krystallkellers) unweit Truns erschienen die bereits ausgebildeten Krystalle amethystfarbig. Als ich sie berührte, klebte die Farbe an meinen Fingern. Die Krystalle selbst waren ungefärbt. Die Farbe war nur ein feiner Anflug von der Ausdünstung der verschiedenen beigemengten Stoffe.«

Nun einige Erscheinungen in den Alpen, welche das Interesse a Spescha's besonders in Anspruch nahmen. Die Winde entstehen durch Einwirkung der Kälte oder Wärme auf die Luft; durch die Wärme wird nämlich an bestimmten Orten die Luft ausgedehnt, durch die Kälte zusammengepresst. Dadurch entstehen Ungleichheiten, Luftbewegungen, Winde, welche also die warmen Dünste mit der kalten, frischen und reinen Alpenluft ausgleichen. Es geschieht

diess vorab in den Thälern. Warum? Die Sonne erwärmt die Thalluft mehr als die kalte, starken Widerstand leistende Alpenluft. Dadurch dehnt sich nun die Thalluft aus und wird somit auch leichter. Es dringt demnach schon vermöge der Schwere die kältere, reinere und schwerere Alpenluft hinab und treibt die leichtere, von Ausdünstungen unreinere Thalluft vor sich her. Welche Wohlthat für den Menschen! Danken wir Gott für diese weise Einrichtung, die der Gesundheit des Menschen so sehr zu gute kommt! — Es ist merkwürdig, wie a Spescha die wirklichen Vorgänge bei der Entstehung der Winde den Grundzügen nach so richtig aufgefasst hat, 80 Jahre vor der thatsächlichen Richtigstellung dieser Erklärungsweise der Winde. — Die beim Winde aufsteigenden Nebel erklärt a Spescha als Wasserdünste, welche vom Winde emporgehoben werden und daher bei Bergbesteigungen die einzig sichern und somit so wichtigen Wetterpropheten abgeben. Wenn nämlich solche kleine Nebel an den Spitzen der Alpen erscheinen, so soll das das beste Zeichen sein, dass in Zeit von höchstens einigen Stunden Sturm und Ungewitter eintreten werden. Solche Nebel und Wolken entstehen also nur dann, wenn die Winde an die Alpen anstossen. Nehmen die Wolken die Richtung von NW nach SO, namentlich abends, so sei diess stets ein Zeichen, dass die gute Witterung beständig sei.

Uebereinstimmend mit der Erklärung des Bergkrystals ist die des Schnees und Hagels. Der Schnee, sagt a Spescha, sei nichts anderes als gefrorener Dunst, der Dunst aber ist Wasser, und die Hauptfrage ist die, wie kann ein flüssiger Körper zu einem festen werden. Es geschieht diess durch das Kälterwerden und folglich durch Zusammenpressung der Luft und durch die dabei stattfindende Beimischung von Urstäubchen (ein »beissendes Salz«), welche in der Luft enthalten sind. Da diese feinen, ungemein leichten Körperchen, wenn keine fremdartigen Theile beigemischt sind, eine weisse Farbe zeigen, so theilen sie auch dem Dunste diese weisse Farbe mit, wesshalb der Schnee weiss ist. Zerfliesst der Schnee wieder durch die Wärme, d. h. hört die Pressung durch Leichterwerden der Luft auf, so verfliegen diese Urstäubchen wieder in die Luft und der Schnee wird zu Wasser von weissgrünlicher Farbe. Auch das spreche für diese Erklärungsweise: das Wasser, wenn es gefriert, nimmt einen grössern Raum ein; es müsse also offenbar neue Stoffe aufnehmen, und das seien die genannten Urstäubchen. — Der Hagel aber sei ein Conglomerat von stark zusammengesetzten Schneestäubchen.

Die Gletscher sind von a Spescha weilläufig beschrieben worden; doch geht er nicht auf deren Entstehung u. dgl. ein.

Als grössten, den er kannte, bezeichnete er den Rhonegletscher, den die Franzosen, als sie 1799 dabei vorüberzogen, »Magazin des Eises« genannt hätten. Was er am meisten an den Gletschern bewunderte, waren die Gletscherseen, die Wasserwirbel bei den Gletscherbächen, die prachtvollen Eisverzierungen in den Gletscherspalten, die Eisbrücken und Gewölbe, die Steinlager, welche die Gletscher in langen Streifen fortschleppen u. dgl.

Den Alpenflüssen und Bächen spendet a Spescha das grösste Lob. Sie führen das reinste und köstlichste Wasser der Welt. Zudem hat Gott wunderbar für dessen immerwährende Erhaltung und Verbreitung gesorgt. Vom Meere steigen die Dünste auf und werden von den Winden gegen die Alpen getrieben, wo sie als Regen, Schnee und Hagel herniederfallen und ganz Europa nach allen Richtungen hin mit süssem, reinem Wasser versehen. Fürwahr, die Alpen sind die Wasserbehälter Europa's. Sie spenden diese Wohlthat hinaus bis ans Meer. Sie löschen den Durst der Armen und Reichen, lassen aufthauen die Felder, tränken die durstigen Wiesen, locken hervor das zarte Grün. Wir können dem Allmächtigen für diese Vorsorge wiederum nicht genug danken; denn kostbarer sind dadurch die Alpen für uns als Berge von Gold und Silber. Kommet her, ihr geplagten Kinder der Welt, kommet her zu den Alpen und trinket aus diesen reinsten Quellen das gesundeste Getränk; es wird euch erquickten und gesund machen, ebensogut als die viel gepriesenen Heilquellen. Ohne Geld, ohne Zoll und Tribut wird es euch geboten.«

Die eigenthümlichsten Gewässer seien die warmen und die periodisch fliessenden Quellen und Bäche, auch Hungerbrunnen genannt. Erstere kommen aus dem noch warmen Erdinnern. »Sie werden gemeinlich in den Kalkgebirgen angetroffen, und ich bin der Meinung, dass sie durch erwärmte Ausdünstungen erzeugt werden.« — Periodische Brunnen und Bäche hat P. Placidus in den Graubündneralpen mehrere angetroffen. Bei Schuols im Unterengadin fliesse ein solcher täglich 2 Stunden ununterbrochen, und zwar so mächtig, dass er eine Mühle treiben könnte. Die ganze übrige Tageszeit führe er dann kein Wasser mehr. — Ein anderer sei zu Remüs, ebenfalls im Unterengadin; 3mal des Tages, 9 Uhr morgens, dann wieder mittags und abends, fliesse sein Wasser aus einer ungefähr 300 Schritte langen Höhle eines Kalkfelsens im Thale d' Amsa (oder d'Assa). — Zu Truns, im Bündner-Oberlande, geht der Ferrèra-Bach<sup>1)</sup> alle Sommer eine Zeit lang etwa zur Hälfte

<sup>1)</sup> So genannt wegen des ehemals dort befindlichen Eisenbergwerkes, wo im letzten Jahrhunderte Eisenerze, seit 1752 auch Kupfererze und seit 1818 neuerdings wieder Eisenerze etc. gegraben wurden.

stärker als gewöhnlich. A Spescha untersuchte ihn nun genau. »Der Meinung und Sage des Volkes nach,« sagt er, »liege unter dem Ponteglias-Gletscher, cr. 3 Stunden oberhalb Truns an der Tödikette, ein See, der hervorbreche, wenn der Gletscher aufthauet. Ich war eben auf dem Gletscher, als diese Periode eintrat, und meiner Erfahrung nach ist es die Sonnenwärme, welche nicht den Gletscher, sondern nur den neuen aufliegenden Schnee auf einmal in Menge schmilzt, so dass der Bach, der aus dem Gletscher herausfließt, in Folge dessen sehr anschwillt. Diese Periode beginnt um den 20. Heumonath herum, d. h. zur Zeit, da in dieser Höhe der Sommer in Wirklichkeit eintritt.«— Bei den 2 ersterwähnten periodischen Brunnen erklärte er den Vorgang folgendermassen. Bei den Sammelpunkten des Wassers seien von der Natur angebrachte Schleussen, welche das Wasser zurückhalten, bis der Druck des aufliegenden Wassers so gross werde, dass die Schleussen oder die Hindernisse beseitigt werden. Lasse dieser Druck wieder nach, so werden auch die Brunnen nicht mehr laufen. Der Zufluss von Wasser sei eben geringer als der Abfluss desselben.

Besondere Studien machte P. Placidus über den Rhein. Er schrieb eine ziemlich grosse Abhandlung über ihn. Den Namen dieses Flusses leitet er ab von dem Anführer der Kolonie, welche von Lydien her Etrurien, die jetzige Lombardei, bevölkerte. Dieser lydische Kolonieführer hiess nämlich Tyrrenus. An ihn erinnern nebst dem Worte Rhenus, Rhein, auch noch die Ortsnamen Tyraun bei Truns, Tirol und der Flussname Inn, romanisch En. Sein Vater hiess Athys und ihm zu Ehren und zu seinem Andenken nannte man einen andern Fluss Athesis, Etsch. Die Etrurier wurden später in die Alpen hineingedrängt. Der Anführer und Stammvater des rhätisch-etrurischen Volksstammes war Rhaetus; an ihn erinnern u. a. noch der Landesname Rhaetia, die alten festen Burgen Rheam, Realta, Rätzüns, Rhaetis, ferner die in der Mitte Alt-Rhätiens gelegene Bergkette des Rhäticon, der gegen die Furka hin gelegene Grenzort Realp und manche andere Ortsnamen. An die alten Thuscier erinnern die Ortsnamen Thusan, Thusaun, Thusis u. s. w. Um die Quellen des Rheins einlässlich zu studiren, bestieg P. Placidus den Badūs, den Lucmanier und das Rheinwaldhorn, den Badūs sogar 3mal; das erste Mal im August des Jahres 1785 mit P. Fintan Birchler, einem schon ältern Conventualen aus dem Kloster Rheinau. Es galt, die Quellen des Mittel- und Vorderrheins zugleich zu besuchen.« Von Disentis gingen wir in das rauhe Medelserthal und nahmen unser erstes Nachtlager im Berghospital St. Maria auf der Anhöhe des Lucmanier. Dieses Berghospiz ist durch fromme Stiftungen zur Unterkunft armer

Reisender im 17. Jahrhundert errichtet worden und ist Eigenthum des Klosters Disentis. Der ehrwürdige Greis war schon müde und die Unterkunft schlecht. Doch erquickte ihn die herrliche Aussicht in die grossartige Alpenwelt. Des andern Tages durchsetzten wir das westlich gelegene steinige Curlim-Thal. Im Hintergrunde desselben erblickt man zwei kleine Seen, woraus 2 Bächlein fließen, die sich bald vereinigen und den Ursprung der Froda oder des Medelser- oder Mittelrheins bilden. Wir wandten uns nun nach Norden, um die Cornëra-Schlucht zu durchwandern, auf dessen Einsattelung wir die schöne Aussicht über die nächstgelegenen Alpenthäler und auf die Gebirge des Kt. Tessin genossen. Vorzüglich aber bewunderten wir da die Majestät des hohen Scopi, der sein weissgraues Haupt weit über alle ihn umgebenden Gebirge emporhebt. Und nun hinab über den Thalgletscher, der die Südquelle liefert für den Vorder- oder Tawetscherrhein! Der Weg war mühsam und beschwerlich, namentlich für den alten ehrwürdigen Herrn, den ich fast nicht mehr weiter brachte. Erst bei der Abenddämmerung langten wir in Tschamut an. — Doch mehr interessirte uns die Rheinquelle am Badūs. Desshalb galt's am folgenden Tage, die Besteigung dieses Berges zu unternehmen. Am Toma-See freuten wir uns an der herrlichen Gegend, am düstern Wasser, an den drei muntern Bächlein, die sich lustig in die dunkle See stürzten.« Der Begleiter des P. Placidus war nun aber so ermüdet, dass er durchaus nicht mehr weiter gehen konnte. P. Placidus bestieg allein den höchsten Gipfel des Badūs und freute sich droben namentlich an einer grossen Ratte, die ihn in dieser einsamen Höhe bewillkommte. eine Zeit lang ihn anstaunte und sich dann in ihre Höhle zurückzog. — Bei einer andern Besteigung des Badūs wäre P. Placidus bald unglücklich geworden, und zwar in der Rheinquelle selbst, d. h. in einem Bächlein, das von der Höhe nach dem Toma-See hinabfließt. Es war mit Eis und Schnee bedeckt, P. Placidus wollte es übersteigen. Nach vorhergegangener Untersuchung mit dem Stocke versuchte er selbst, ob das Eis ihn trage. Der erste Schritt gelang. Beim zweiten krachte das Eis. P. Placidus machte einen Seitensprung, er überstürzte und fiel nun doch ins Wasser, aus dem ihn nur sein Begleiter retten konnte. — Zwei Gletscherbäche bilden also die Quelle des Vorderrheins; der eine entspringt aus dem Badūs-Gletscher in drei kleinen Bächlein, bildet die Hauptquelle und heisst Rhein de Tschamut; der andere entspringt am Gletscher des Cornëra-Thales und heisst Rhein de Cornëra. Sie fließen unterhalb Tschamut zusammen und heissen dann Rhein de Tujetsch, Tawetscherrhein. — Auch die Quelle des Hinterrheins am Rheinwaldhorn (Valrhein) besuchte P. Placidus, beschreibt sie aber nicht weiter. — Unter den Merkwürdigkeiten dieses obersten Laufes des Rhein

führt P. Placidus namentlich Edel- und Halbedelsteine u. dgl. an, die er selbst in seinem Bette gefunden. »Um von den gemeinern Arten zu schweigen, sagt er, wälzt er vor sich her Versteinerungen von Thieren und Pflanzen (?), Stücke von Jaspis und Jaspisachat, von Carneol. Chalcedon, Achat, Onyx u. s. w., ebenso Topas, Bergkrystalle und Granaten, ja sogar Goldkörner, und so steht er in Wahrheit da als der reichste Fürst unter allen europäischen Flüssen.«

(Schluss folgt im nächsten Hefte.)

**Duplex vita inedita S. Mauritii,  
Abbatis Carnoetensis Ordinis Cisterciensis (1114—1191).**

(Edidit R. P. D. Beda Plaine O. S. B.)

(Conclusio, cfr. Tom. II. h. ai. pg. 375—393.)

II.

**Secunda Vita S. Mauritii.<sup>1)</sup>**

*1. Nascitur Mauricius.*

In illo tempore, quo Ludovicus grossus, avus Philippi Magnanimi, Francorum rex Christianissimus, in sceptris agebat,<sup>2)</sup> beatus Mauricius territorii Briocensis indigena in parochia, quae Loudeac dicitur,<sup>3)</sup> quasi Lucifer in tenebris oriens in occidente, regnum Franciae nativitatis primordio decoravit.

*2. Mirifice proficit in scholis.*

Qui infantilis balbutii tempore iam decurso, a parentibus christianis traditus est studiis litterarum Deoque et hominibus in tenera illa aetate factus amabilis inter suos coaetaneos sic profecit, quod infra non multorum annorum curricula, plenam ac sufficientem scientiam assecutus, magisterii meruerit dignitate fulgere, ac scholarum sapientium diligens studuit esse doctorum auditor, ut doctor fieri posset indoctorum. Praevidebat enim eum divina Sapiencia iam ex tunc sibi vas electionis futurum praeparabatque in eo sedem suam, ipsum eloquentiae affluentia et luce sapientiae perlustrando, quae noverat valde esse necessaria doctori et rectori plurimum mox futuro.

*3. Seculo renuntiat, ut monachus fiat.*

Sed quoniam videbat multos scientia inflatos per tumorem arrogantiae cadere in ruinam, maluit intra se per humilitatem

<sup>1)</sup> Bibl. National. Paris, Latin n. 12632, fol. 111—113 ex codice abbat. Carnoet.

<sup>2)</sup> Ludovicus Sextus regnavit ab anno 1108 — ad annum 1137.

<sup>3)</sup> In loco Croixanvec secundum primum biographum; v. Prolegom. et Chronotaxim B. Mauritii.